

Zu den
Mentalitätsunterschieden
in einer Partnerschaft

Der amerikanische Traum und wir

Gert Raeithel

Amerika erklären – zu viele sind bei diesem Versuch schon gescheitert, egal ob Ideologiekritiker oder Marshallplandanksager, ob Kennedyverehrer oder Jeans- und Cola-Analytiker. Am Ende meinte Jean-Paul Sartre, über Amerika könne man alles sagen, alles sei wahr oder eben widersprüchlich. „Die Amerikaner sind komische Kerle“, wunderte sich ein indischer Diplomat in Washington, „sie trinken Whiskey, um sich aufzuwärmen, dann geben sie zur Kühlung Eis hinein. Sie geben Zucker hinein, damit er süß wird, und dann geben sie eine Scheibe Zitrone hinein, damit er sauer wird. Dann sagen sie ‚Here’s to you‘ und trinken ihn selbst.“

Mentalitätsgeschichte

Trotz der mutmaßlichen Widersprüchlichkeit gibt es im kollektiven Bewusstsein Amerikas idealtypische Merkmale, die es von anderen Kulturen unterscheidet. Der mobile, distanzbewusste, risikofreudige Amerikaner mit seinen überbesetzten Ich-Funktionen, seinem Willen zur Veränderung und der Bereitschaft zu einem stetigen Neuanfang ist der Gegenpol zu dem sesshaften, geschichtsverliebten Europäer mit seinem Beharrungsvermögen und seiner zyklischen Lebensauffassung. Wo der Amerikaner auf soziale und geografische Mobilität setzt, legt der europäische Traditionalist Wert darauf, dass alle auf ihren *proper stations* bleiben. „Ein bisgen lesen und schreiben“ wollte Friedrich der Große seinen Untertanen wohl zubilligen, „wissen sie aber zu viel,

so laufen sie in die Städte und wollen Secretairs und so was werden.“ Nicht dass die geistige Elite beweglicher gewesen wäre. Goethe war seiner Lebtag weder in Paris noch in London, weder in Wien noch in St. Petersburg, und er lieferte die Begründung gleich mit: „Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause.“

Mitte des 19. Jahrhunderts, als die USA ihre volle Größe noch nicht erreicht, ihre Macht noch nicht entfaltet hatten, war der Achtundvierziger Ferdinand Kürnberger schon amerikamüde geworden, weil er in der Neuen Welt vertraute Eigenschaften vermisste: „Der Amerikaner ist nicht Bauer, nur Freibeuter. Er setzt seinen Fuß auf die Erde, haut, sticht, sengt und brennt in sie hinein und verlässt sie dann wieder. Er hat kein Gemütsverhältnis zum Boden, auf dem er sitzt.“ Das Herzählen der Einwände gegen die Amerikaner, nämlich als Volk wurzel-, geschichts- und damit kulturlos zu sein, war unabhängig vom Bildungsgrad und der ideologischen Grundeinstellung des Betrachters. Ob nun der Sozialist Arthur Holitscher die New Yorker Wolkenkratzer als „steingewordenen Übermut“ schmähte oder ob der Theologe Helmuth Thielicke die Essgewohnheiten der Amerikaner als „Verrichtung der Kaloriennotdurft“ verteuflte – der Europäer war ein Nörgler, wenn es um die amerikanische Lebensart ging. Für das allgemeine Ziel der Auswanderer, nämlich ihr altes Leben gegen ein neues einzutauschen, brachten die Daheimgebliebenen kein Verständnis

auf. Wer auswanderte, hatte eine althergebrachte, nicht nur mönchische Tugend missachtet, die *stabilitas loci*. Über Armut und Verfolgung als Auswanderungsmotive hat man die psychische Befindlichkeit der Amerikafahrer bei uns lange unterschlagen. Der ärmste Teil der Bevölkerung konnte in der Regel gar nicht auswandern, weil ihm die nötigen Gulden für Überfahrt, Ein- und Ausreisegebühren fehlten.

Amerikanisierung

Europa und Amerika unterscheiden sich also hinsichtlich ihrer Mentalitätsgeschichte. Nur: Taxiert man den Grad der Amerikanisierung im Europa von heute, so scheinen die historisch gewachsenen Mentalitätsunterschiede und der sorgsam gepflegte Kulturvorbehalt gegen die USA an Bedeutung zu verlieren. Ein beliebiges Beispiel: Beim alljährlichen *European Song Contest* festigen zwei Dutzend europäische Interpreten ihren Zusammenhalt durch das Absingen amerikanisch inspirierter Schlager.

Sendungen wie „Deutschland sucht den Superstar“ erwecken den Eindruck, das Leben bestehe aus *Sing and Dance*. Die amerikanische Kultur kennt keine Grenzen. Deshalb eignet sie sich für den Export. In Westdeutschland war die Akkulturationsbereitschaft sehr hoch, weil die Umerziehung nach 1945 in ein kulturelles Vakuum stieß, weil der deutsche Musterknabe sich mit dem Sieger identifizierte und weil die materiellen Güter der Amerikaner in einem zerbombten und ausgebluteten Land besonders begehrt waren.

Das vormals bespöttelte amerikanische Englisch wurde, so gut es ging, imitiert, samt den Übertreibungen, den reklamehaft aufgeblähten Affektwörtern und den knalligen Kurzwörtern aus den Comics. Die Verstöße gegen das sprachliche Reinheitsgebot ließen ein Idiom entstehen, das in den Ohren des österreichischen Publizisten Günther Nennung wie

„Anglo-Quackspeak“ klingt. Man darf sich hier nichts vormachen: Amerikanisches Englisch verheißt Freiheit, es bedeutet Teilhabe an den globalen Möglichkeiten, die sich dem Unternehmungslustigen bieten. Deutsch ist die Sprache für den Platz hinterm Ofen.

Gefühlsmanagement

Die Art, wie wir uns im Alltag präsentieren, hat sich US-Standards angenähert – die Lockerheit, die oberflächliche Intimität, der Vornamenskult. Ein angepasster Gleichheitsbegriff verlangt, Personen, die man gerade erst kennen gelernt hat, mit derselben Vertraulichkeit zu behandeln wie alte Freunde, und Menschen, die einem zuwider sind, mit Herzlichkeit zu begegnen. „Reziproken Narzissmus“ nannte ein kluger Kopf dieses Sozialverhalten, ein System, in dem jeder jeden beeindruckt will. Der Begriff Liebe wird inflationiert und entwertet. „Außer dass ich sie liebte, mochte ich sie nicht besonders“, bekannte der amerikanische Autor Tobias Wolff. Gefühle werden nicht empfunden, sondern gemanagt.

Gefühlsmanagement erfordert gute Laune in jeder Lebenslage. Beruf oder Freizeit sollen gleichermaßen Spaß machen. Wir verhalten uns wie Stewardessen, die gar nicht wissen dürfen, wie man eine besorgte Miene aufsetzt. Humor wird in diesem Milieu zur sozialen Pflicht. Probleme, die sich nicht sofort oder nicht mit Geld lösen lassen, landen in der komischen Mülltonne. Nach amerikanischem Vorbild feiern gekündigte Mitarbeiter der *New Economy* ausgelassene Partys. Die Kosten für die ewig gute Laune und das Dauerlächeln müssen erst später entrichtet werden. Die überanstrengte Gelassenheit hat ihren psychischen Preis: „Bleiben Sie bei sich“, hatte der Theaterregisseur Rudolf Nolte seinen Schauspielern geraten. Aber der amerikanische Typ will gerade nicht bei sich bleiben, sondern über sich hinauswachsen. In deutschen Filialen einer

amerikanischen Supermarktkette wird das Personal vor den Kunden vom *Store Manager* zum *morning cheer* zusammengetrommelt. Laut buchstabieren die Angestellten W-A-L-M-A-R-T und stoßen dabei die Faust in die Luft. Im Laden gilt die Dreimeter-Regel. Nähert sich ein Kunde bis auf diese Entfernung, muss gelächelt werden. Das Leben – ein Vergnügen. In Abständen wird ein „Lustiger-Hut-Tag“ ausgerufen. „Man gewöhnt sich an alles“, sagte eine Verkäuferin tapfer.

Mobilität

Die legendäre Mobilität der Amerikaner in geografischer, sozialer und partnerschaftlicher Hinsicht mündet – in den Worten Ulrich Becks – auch bei uns in eine lebenslange Suchbewegung. Der Spießler, der zum 22. Mal hintereinander in Bad Tölz Urlaub macht, muss auf die erheischte Anerkennung verzichten. Der Arbeitslose soll gefälligst seinen Wohnort wechseln, wenn er seinen Lebensunterhalt wieder selbst verdienen will. Ein Vorstandsvorsitzender von General Motors hat das Gesetz der Marktwirtschaft auf den Punkt gebracht: „Im Geschäftsleben beißt einen die Konkurrenz, solange man rennt, sobald man aber stillsteht, verschlingt sie dich.“ Bill Gates, das Epitome wirtschaftlichen Erfolges, enträt in seiner Autobiografie *Der Weg nach vorn* (1997) allen Sentimentalitäten: „In unserer Branche verändern sich die Dinge so rasch, dass man sich mit der Rückschau nicht lange aufhalten kann.“ Deutschen Adepten leuchten solche Erkenntnisse unmittelbar ein. Bei der Münchner Telekom hängt ein Plakat im Flur, das die „Philosophie“ des Konzerns wiedergeben soll: „Entscheidend für unsere Situation ist nicht so sehr, wo wir uns befinden, sondern wohin wir uns bewegen.“

Lebenstempo

Amerikanisierung bedeutet eine Steigerung des Lebenstempos. Die Aufmerk-

samkeitsspanne sinkt. Man zapft sich durchs Leben wie durch die Fernsehkanäle. Bei MTV, einem der erfolgreichsten amerikanischen Kulturexporte, dauern die meisten Programmteile nicht länger als drei Minuten und die einzelnen Einstellungen nicht mehr als ein paar Sekunden. Es ist ein Grundzug der amerikanischen Geschichte, Raum in Bewegung umzuwandeln, weil es genügend Raum gibt, aber die Zeit knapp scheint. Dieser Sachverhalt drückt sich in der Dynamik des amerikanischen Englisch aus. Was uns ein *ständiges* Anliegen ist, ist dem Amerikaner ein *going concern*. Durch die Amerikanisierung der Sprache und der Medien wird unser Leben kurzatmiger.

Individualismus

Individualismus ist eine der Konstanten des amerikanischen Nationalcharakters.

Der erzamerikanische Unternehmer und Politiker Ross Perot hatte in seinem Büro ein Schild mit der Aufschrift hängen „Eagles don't fly in flocks“. Der modale Amerikaner entspricht dem „philobatischen“ Flieger, wie ihn der Psychoanalytiker Hermann Argelander in einer einflussreichen Studie beschrieben hat. In seinem utopischen *Novum Organum* hatte Francis Bacon empfohlen: „Daher soll man den menschlichen Geist nicht mit Flügeln, sondern mit Bleigewichten versehen, um so jedes Springen und Fliegen zu verhindern.“

Das war nie die amerikanische Art. *Up and away* lautete dort ein bekannter Werbespruch. Nirgendwo sonst wurde der Traum vom Fliegen so intensiv geträumt wie in Amerika. Aus Charles Lindbergh und der Ozeanfliegerin Amelia Earhart sind Volkshelden geworden. *The only way is up* ist ein wiederkehrendes Thema in der Popmusik.

Der *loner* genießt Heldenstatus im amerikanischen Kulturkreis, und dieser Status ist sozusagen höchstrichterlich abgesegnet. Der Mensch habe ein Recht da-

rauf „to be let alone“, urteilte der Supreme Court anno 1891. Mehr als eine deutschsprachige Schrift beklagt die Einsamkeit des amerikanischen Menschen. Die Amerikaner selbst brauchen auf diesem Feld unser Mitgefühl nicht. Die Filmschauspielerin Jodie Foster hat einem deutschen Reporter erläutert, warum sie gerne alleine lebt und nicht einmal eine Putzfrau im Hause duldet: „Man kommt morgens runter, und da ist schon jemand. Schrecklich.“ Dass zum persönlichen Umgang miteinander die physische Begegnung gehört, ist im Zeitalter der Kommunikation nicht mehr selbstverständlich. Auf verräterische Weise offerierte eine US-Bank ihren Kunden die Abwicklung ihrer Geldgeschäfte „without any personal contact. This will enable banks to offer more personalized services.“

Meidungsverhalten

Telefonsex, lange vor AIDS erfunden, ist ein Beispiel für ausgeprägtes Meidungsverhalten, das Internet ein zweites. Im Cyberspace entfernen wir uns von den Ärgernissen und Unvollkommenheiten der wirklichen Welt und entschwinden ins Virtuelle. Virtuelle Gemeinschaften sind attraktiv für diejenigen, denen es in realen Gemeinschaften zu eng und zu unbequem geworden ist. Ein Problem ist nicht lösbar? Überspringen wir es. Die Gesellschaft nicht reformierbar? Suchen wir uns eine andere. Aber halt: An diesem Punkt stößt die Amerikanisierung an ihre Grenzen.

Europäische Widerstände

Denn es gibt kein deutsches, nicht einmal ein europäisches Gegenstück zum amerikanischen Traum. Die Beschleunigung des Lebenstempos ist von Europäern immer auch mit der Mahnung zur Mäßigung verbunden worden.

Amerikanisch ist die Beschleunigungsspur, europäisch der Rond Point. Frustrierte Mobilität trifft Europäer weniger hart als Amerikaner, aus verkehrs-

technischen und aus psychologischen Gründen. „Was nützt das Tempo“, hatte Karl Kraus gefragt, „wenn unterwegs das Gehirn ausgeronnen ist?“ Zu Samuel Becketts *Molloy* heißt es: „Stehen bleiben ist das beste Mittel der Fortbewegung.“ Der Wahlkampf politischer Kandidaten wird in den USA als *race* bezeichnet, doch wozu soll ein Rennen zwischen nicht voneinander unterscheidbaren Politikern gut sein? D. H. Lawrence hat vermutet, den Amerikanern bliebe am Ende nichts als die Reise selbst, und ihre Seelen gingen darüber zu Bruch. Europäer stehen mit ihrem Vorbehalt gegen die *rapidité Americaine* schriftlosen Kulturen näher als der amerikanischen. Am oberen Amazonas trieb ein Forscher die eingeborenen Träger zur Eile an. Am dritten Tag streikten sie, hockten auf ihren Fersen und rührten sich nicht vom Fleck. Der Anführer sagte, warum: „Sie warten. Sie können nicht weitergehen, bevor ihre Seelen ihren Körper nicht eingeholt haben.“

Europäische Gastprofessoren an amerikanischen Colleges konnten es kaum fassen, wie schnell die Zuwendungsenergie für irgendeine Sache wieder verbrannt wird. Eine amerikanische Spezialität, die Abkürzung zum Erfolg, ist nicht gerade unsere Stärke. Die bruske Abwendung von einem Sachproblem oder einer schwierigen Person befremdet. Amerikaner haben einen anderen Begriff von Sozialbeziehungen und von Heimatgefühl. Zu Hause ist, wo man seinen Hut hin hängt, hieß es früher. Oder aktualisiert: wo man seine Hypothekenschuld abbezahlt. Das glaubt wenigstens eine der Romanfiguren von Richard Ford. Häufiger Ortswechsel ist in den USA eine Selbstverständlichkeit und fast schon so etwas wie eine Vorbedingung für den wirtschaftlichen Erfolg und die Abrundung der Persönlichkeit. „Everyone ought to have a home to get away from“ hatte Sinclair Lewis geschrieben. Bei uns warnt eine große Sonntagszeitung in ihrem be-

sinnlichen Teil vor seelischen Schäden, die ein häufiger Wohnungswechsel nach sich ziehen kann. Gerade bei Kindern könnten Entwicklungsstörungen auftreten, wenn sie immer wieder aus einer vertrauten Umgebung herausgerissen werden. Oskar Negt plädierte denn auch dafür, Glück und Geschwindigkeit nicht gleichzusetzen. Günter Grass und andere geben Sicherheit und Zuverlässigkeit den Vorzug vor Mobilität und Flexibilität. Das sind keine Predigten für taube Ohren. Die Umzugsbereitschaft der Deutschen ist gering. In den USA wechselt in einem Jahr jede fünfte Familie ihren Wohnsitz. In Deutschland leben beinahe zwei Drittel der Bürger noch in der Region, in der sie geboren wurden oder aufgewachsen sind. Das Amerikanisierungsrisiko ist auf diesem Sektor klein. Deutsche reisen gern, noch lieber kehren sie an ihren Ursprungsort zurück. In einer Lindauer Traditionsgaststätte pries ein Gast die Vorteile einer Dampferfahrt über den Bodensee: „Wenn’sch auf Konstanz fahrst, bisch oobads (abends) dahoim und doch unterwägs g’wäsa.“ Ein unwiderlegbares Argument. Sich regen bringt Segen, lautet ein altes deutsches Sprichwort. Zuletzt sah ich es als Schondeckchen auf einem Kanapee im Stadtmuseum zu Dresden.

Treue Nachahmer amerikanischer Sitten und Unsitten werden bei uns – hoffentlich – in der Unterzahl bleiben. Als der Sponsor eines der kleineren Bundesligavereine amerikanische Vorbilder herausstellte und bei Trainer und Spielern die Sprache des Krieges anmahnte („I wanna kill the competitor“), fragte der verblüffte Reporter zurück: „Verlangen Sie nicht etwas viel? Sind Ihre Visionen mit der Realität der SpVgg Unterhaching womöglich gar nicht kompatibel?“

Kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Europäer haben über Jahrhunderte hinweg die amerikanische Kultur herabgesetzt. Der Degenerationsthese des

Georges Buffon zufolge wurde jedes nach Amerika verpflanzte Lebewesen kleiner und schwächer als in seinem angestammten Habitat. Thomas Jefferson hat viel Mühe darauf verwandt, dem französischen Abbé Raynal zu beweisen, dass die amerikanische Natur sehr wohl große und vitale Exemplare hervorzubringen vermag und dass für kulturelle Errenschaften analog dasselbe gelten müsste. Es war zwecklos. Die These von der Degeneration wurde von Kant und Hegel aufgegriffen und bis zu Adolf Hitler und darüber hinaus wiederholt. Groß ist die Versuchung, den Spieß umzudrehen und polemisch zu behaupten, heute sei es Amerika, das die jeweils stärkere Version sein Eigen nennt. Man halte Bill Haley neben Peter Kraus, Susan Sontag neben Cora Stephan oder Robert Altman neben Bernhard Sinkel! Sich aus der amerikanischen Kultur zu bedienen und nur ihre besten Produkte zu genießen, das wäre die vollkommene Form der Amerikanisierung und die schönste Utopie.

Bedeutung des Geldes

Alexander Solschenizyn und andere Exilanten waren froh, nach Amerika gelangt zu sein, aber ebenso verblüfft, wie sehr an ihrem Zufluchtsort Gefühle durch Geld ersetzt wurden und wie die Monetarisierung der Gefühle dafür sorgte, dass wirtschaftliche Gleichstellung die Voraussetzung für Freundschaften war.

Europäer haben seit jeher hart über den amerikanischen Umgang mit Geld geurteilt. Doch gab es unter europäischen Beobachtern auch einige, denen aufgefallen war, dass es sich nicht um nackten Materialismus handelte. Wolfgang Koeppen hörte aus der Art, wie das Wort „Dollar“ ausgesprochen wurde, egal ob von Arm oder von Reich, er hörte etwas Andächtiges heraus. Der Engländer G. K. Chesterton wurde noch deutlicher: Die Dollararbeit hatte für ihn etwas Spirituelles. Sieht man sich amerikanische Bankge-

bäude an, ist man versucht, ihm beizupflichten; sie sehen aus wie griechische Tempel.

Geld hat mit Status zu tun. Aber während Geld der französischen Bourgeoisie dazu dient, ihren Status zu halten, geht es Amerikanern grundsätzlich darum, den Status zu verbessern. Die alte Benimmregel „Über Geld spricht man nicht“ hat in den USA ihre Gültigkeit verloren. Europäer und Asiaten denken aus ihrer Tradition heraus merkantil. Für sie ist Geld eine endliche Materie. Was man bei A hinzufügt, muss man bei B wegnehmen. Amerikaner pflegen einen „transzendentaleren Umgang“ mit Geld, schrieb einer der klügsten Publizisten der USA, Lewis Lapham. Für sie ist Geld eine Substanz, die sich endlos ausdehnen kann. Wie ein Gas.

Nach der Amerikanischen Revolution wurde neben anderen mittelalterlichen Relikten auch der Fideikommiss – die Unteilbarkeit eines Familiengutes im Erbfall – abgeschafft. Bis dahin erbte das Land den Menschen, jetzt ging es umgekehrt. Bewegung kam ins Spiel. Besitz wurde mobiler. Madison schrieb im XXX. *Federalist*, Geld hält den politischen Körper am Leben und in Bewegung. Europäische Reisende sind bis auf den heutigen Tag stets aufs Neue überrascht, welche flüchtige Natur Besitz in den Vereinigten Staaten hat. Kauf, Verkauf und erneute Beleihung werden in hohem Tempo abgewickelt. Existenzgründung, Ruin und Neuanfang bilden ein rollierendes System. Dieses kulturelle Diktum lässt sich leicht in Zahlen ausdrücken. Japaner sparen achtzehn Prozent ihres verfügbaren Haushaltseinkommens, Deutsche gut zehn Prozent, bei Amerikanern sind es weniger als acht Prozent.

Europäische Philosophen raten dazu, „den spekulativen Faktor im heutigen Wirtschaftsleben auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen“ (Peter Sloterdijk).

Die New Economy ist ihnen unheimlich geworden. Helmut Kohls langjähriger Arbeitsminister sagte vor kurzem:

„Ich habe früher gegen die Vergesellschaftung der Wirtschaft gekämpft. Heute muss man sich gegen die Verwirtschaftung der Gesellschaft wehren. Solidarität statt Egotrip – die Trunkenen der Neuen Ökonomie mit der Mär der unendlichen Reichtumsvermehrung sind doch längst mit einem bösen Kater aufgewacht und haben gemerkt, dass ein Betriebsrat vielleicht doch nichts Schlechtes ist. Die heutige Dreifaltigkeit aus Privatisierung, Liberalisierung, Flexibilisierung schafft nicht die Lösung aller Probleme. Marktwirtschaft ist auf Sozialordnung angewiesen.“ (Norbert Blüm in der *Süddeutschen Zeitung* vom 25. April 2003)

Wertegemeinschaft

Die These von der transatlantischen Wertegemeinschaft ist nicht falsch, sie ist nur nicht vollständig. Die USA haben auf vielen Gebieten einen Entwicklungsvorsprung, auf anderen wirken sie älter als das angeblich alte Europa: die lückenhafte Krankenversicherung, der inhumane Strafvollzug, der freie Schusswaffengebrauch, die Todesstrafe, die Heroisierung von Kriegshelden. In der Politikwissenschaft wird heute ein „transatlantischer Kulturbruch“ nicht mehr ausgeschlossen. „Wenn zwei Gesellschaften die Schlüssel-Herausforderungen zu ihrer Existenzsicherung so unterschiedlich beantworten wie dies bei Amerika und Europa der Fall ist – dann erodiert ihre Partnerschaft von innen“, schrieb Werner Weidenfels. Dies gilt umso mehr, als Amerika auf seinem Hegemonialanspruch beharren wird. Wovon er träume, wurde ein amerikanischer Diplomat gefragt: Dass die US die führende Macht bleiben. Und das wird unser Problem bleiben.